

# Nachrichten aus dem Khumbu-Hochtal

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **70 (1961)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975063>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## NACHRICHTEN AUS DEM KHUMBU-HOCHTAL

Aus dem während der Monsunzeit von allem Verkehr abgeschnittenen Khumbu-Hochtal in Nepal, wo der vom Schweizerischen Roten Kreuz dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz zur Verfügung gestellte Arzt Dr. Billod und seine Frau in Thami die tibetischen Flüchtlinge ärztlich betreuten und die wenigen, noch vor dem Monsun hinaufgeflogenen Lebensmittel und Kleider verteilten, gelangten nur sehr spärliche Nachrichten zu uns. Nachfolgend einige Fragmente aus den seltenen Berichten, die uns Frau Billod, die wenig sich bietenden Beförderung Gelegenheiten ausnützend, zustellte:

«Uns blieb nur noch wenig Reis zur Verteilung, und wir beschlossen, diese Verteilung mit einer Art Erziehungswerk zu verknüpfen. Während die Lamas und die gebildeten Stände der Tibeter sehr sauber sind, nehmen es die einfachen tibetischen Mütter mit der Sauberhaltung ihrer Kinder nicht sehr genau. In unserer Sprechstunde waren wir aber immer wieder erstaunt, wie leicht sich die Kinder zum täglichen Sichwaschen anleiten lassen. Wir beschlossen deshalb, die Reisvorräte nur noch an sauber gewaschene Kinder abzugeben. Diese Massnahme war deshalb so wichtig, weil viele der Kinder an Hautausschlägen litten, die wegen der Unsauberkeit nicht zur Heilung gebracht werden konnten. Ich selbst wusch mich oft — trotz der Kälte in viertausend Meter Höhe — am Bach. Dabei war ich schon vorher jeweils von Kindern umgeben gewesen, die mich um Seife gebeten hatten, womit sie sich Gesicht und Hände wuschen. Nun lud ich immer mehr Kinder ein, mich an den Bach zu begleiten; eines durfte jeweils den Plastiksack tragen, der einige Stücke Seife, einen Spiegel und ein Handtuch enthielt. Ich zeigte den Kindern, wie sie sich waschen sollten, um richtig sauber zu werden, und sie befolgten meine Anweisungen mit grossem Eifer. Der Spiegel diente dazu, den Unterschied von «vorher» und «nachher» festzustellen. Des Handtuchs bediente ich mich nur für die Allerkleinsten, da es rasch durchnässt war. Dann begleiteten mich die Kinder jeweils heim, wo sie ihre Reirration erhielten. Die Zahl der Kinder, die damit erfasst wurden, stieg täglich.

Die Erwachsenen haben wir dazu ermutigt, das Dorf zu reinigen, das heisst die unzähligen herumliegenden Knochen der zugrunde gegangenen Yaks und all den Unrat, der sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte, aus dem Dorf zu tragen und in der Umgebung zu vergraben. Als Lohn für die Arbeitsleistung wurde Reis verteilt. Als wir Thami verliessen, bot das Dorf einen recht sauberen Anblick.

Unser Haus in Thami besass, wie alle Sherpa Häuser, ein Unter- und ein Obergeschoss, das heisst

oben einen einzigen Wohnraum, unten den Stall fürs Vieh. Da wir kein Vieh besitzen, richteten wir im Stall die medizinische Station ein. Die Transportkisten für die Medikamente dienten als Gestelle, ein Brett wurde als Tisch darüber gelegt. Ueber die Wand dahinter spannten wir ein weisses Plastiktuch, das den Schein einiger Sauberkeit zu erwecken vermochte. Licht konnte nur durch die offengehaltene Tür in den fensterlosen Raum eindringen. Da ihre Lage jeden Sonnenstrahl ausschloss, war diese medizinische Station feucht und auch im Sommer sehr kalt. Ueber ein Wartezimmer verfügten wir natürlich nicht. Die Patienten warteten stundenlang im Freien, sehr oft im Regen, und wir hatten Mühe, sie von der Türe fernzuhalten; diese Massnahme war nötig, da ihre Körper den ohnehin schon dunklen Raum noch mehr verdüsterten. Wir setzten deshalb in einer gewissen Entfernung von der Tür einen Grenzstein, der besagte, dass jeder Patient ihn nur dann überschreiten durfte, wenn die Reihe an ihm war.

Die Wartenden vertrieben sich die Zeit auf die verschiedenste Weise. Manchmal tauchte ein Lama auf und brachte Tee mit, den er freundlich verteilte. Ab und zu besuchte auch der oberste Lama von Namche unsere Sprechstunde, ein achtjähriger Knabe, vor dem sich alle verneigten und der seine Hand segnend auf die gebeugten und verehrungsvoll entblösten Köpfe legte. Ihm wurde sofort der Vortritt gelassen.

Ist ein Patient behandelt, geht er nicht etwa heim. Nein, er setzt sich wieder zu den andern und wartet stundenlang, bis alle behandelt sind. Auch im strömenden Regen. Erst dann, nachdem der Letzte sich beim Arzt verabschiedet hat, erheben sich auch die andern und ziehen in Gruppen heim in ihre Zelte oder Unterkünfte.

Dr. Billod behandelte die komplizierteren Fälle oben im Wohnraum, weil ein kleines offenes Feuer — nebst vielem Aschenstaub — auch etwas Wärme spendete und die Feuchtigkeit deshalb hier geringer war. Im unteren Raum geschah die einfache Behandlung, die der nepalesische Gehilfe selbst besorgen konnte, zum Beispiel die Bepinselung der zahlreichen Hautschäden. Diese Bepinselung war allemal ein sehr gerne besuchtes Schauspiel, dem ebenso viele Neugierige beiwohnten wie Patienten. Sage keiner, dass das nicht faszinierend war, wie nach wenigen Behandlungen die vorher so hartnäckigen hässlichen und juckenden Krusten im Gesicht, an Arm und Händen, an andern Körperstellen trockneten, dann abfielen, und beim Abfallen eine schöne, neue, jungzarte Haut enthüllten!

Wir lebten oben im Khumbu derart einsam, von allem abgeschlossen, dass uns jeder Besuch von Europäern herzlich freute. So erhielten wir Ende April den Besuch eines jungen Berner Physikers,

den wir schon in Jiri kennengelernt hatten; er teilte einige Tage unser einfaches Leben.

Etwas später suchten zwei Mitglieder des deutschen «Research-Scheme» Dr. Billod für ärztliche Pflege auf. Der eine konnte nach wenigen Tagen zu ihrem Basislager in Pangboche zurückmarschieren, während der andere drei Wochen lang bei uns bettlägerig war. Das Höhenklima erwies sich für seine Genesung als ungünstig, und wir forderten das Rotkreuzflugzeug in Kathmandu für seinen Abtransport an. Dies bedeutete allerdings einen mehrere Tage dauernden Transport des Kranken hinüber nach Mingbo zur Landepiste, was teilweise auf einem von vier Trägern getragenen Stuhl, teilweise auf Pferde-, teilweise auf Yakrücken geschah. Das Flugzeug erwarteten wir am 28. Mai und hatten die Fussreise dementsprechend eingerichtet. Wir begleiteten den Kranken, um verschiedene Probleme mit Dr. Bär, der uns in Mingbo treffen wollte, zu besprechen. Für diese Besprechung blieb dann allerdings viel zu wenig Zeit, da der Pilot, kaum war der Kranke verladen, auf Wegflug drängte, denn die Flugbedingungen hatten sich von einer Stunde auf die andere verschlechtert. Kaum hatten wir uns begrüsst, verliess uns das Flugzeug, diese einzige Verbindung mit Kathmandu und der weiten Welt, auch schon wieder, wir waren wieder allein. Dies war übrigens der letzte Flug des Pilatus Porters ins Khumbu vor Einsetzen des Monsuns. Es hatte uns immerhin Medikamente und Lebensmittel gebracht, sogar frische Gemüse für den eigenen Tisch. Vermag man sich in der Heimat vorzustellen, was es für uns bedeutete, nach langer Zeit wieder einmal etwas Grünes essen zu können? Denn hier oben in 4000 Meter Höhe ist der Grundsatz «Vom Lande leben» eine Utopie. Alles, was in Jiri unten noch wächst und das Leben dort erträglich macht, vermag hier oben nicht einmal Wurzeln zu schlagen. Welch eine Freude deshalb, als uns Frau Munsch vom SHAG eines Tages mit einem Träger nebenbei auch ein Glas eingemachte Pflaumen schickte! In Jiri reiften Pflaumen. Welch ein Wunder! Gab es so etwas noch?

Auf dem Rückmarsch von Mingbo nach Thami haben wir uns in Khumjung einen halben Tag aufgehalten, um hier ein besseres, den Monsunregen standbietendes Haus zu finden. Dort lernten wir auch Sir Edmund Hillary und einige Mitglieder seiner Expedition kennen.

Am 5. Juni, just am Tage, an dem der erste Monsunregen fiel, sind wir von Thami nach Khumjung umgezogen: ein Marsch von vier Stunden. Die Umgebung von Khumjung ist sehr schön. Das Dorf

liegt am Fusse der «Twin peaks», und vom Fenster des Obergeschosses fällt unser Blick auf die Kantega und die wundervolle Pyramide der Amadablam. Fünf Minuten vom Haus entfernt liegt ein kleiner Hügel, von dem aus wir bei klarem Wetter den Mount Everest zu sehen vermögen. Ist die Arbeit getan, machen wir uns ab und zu einen wunderschönen Spaziergang in der nächsten Umgebung zum Geschenk, nicht nur, um unser Auge zu erfreuen, sondern auch, um uns zu erwärmen, da es im Hause drin bitter kalt ist. Im kurzen Gras der Alpwiesen blüht das Edelweiss in unglaublicher Fülle.

Das deutsche «Research Scheme» hat Khumjung am 7. Juni, die Hillary-Expedition am 12. Juni verlassen. Wir beiden blieben hier hoch oben im Khumbu als einzige Europäer zurück. Beide Expeditionen hinterliessen uns willkommene Lebensmittel wie Schokolade, Biskuits, Büchsenfleisch, Suppenwürfel und noch anderes mehr.

Hier im neuen Haus befinden wir uns auch mehr im Zentrum der Flüchtlinge. Allerdings sind sie übers ganze Gebiet verstreut und erreichen die medizinische Station oft erst nach stundenlangem Marsch. Dies hindert indessen die Tibeter nicht, die ärztliche Hilfe stark in Anspruch zu nehmen. Sehr häufig leiden sie an Erkältungskrankheiten, aber auch Infektionen und Hauterkrankungen stellen wir sehr oft fest.

Ende Juli erhielten wir Weisung, nach Junbesi im Solugebiet auf rund dreitausend Meter Höhe hinunterzuziehen, um die dort lebenden Flüchtlingsgruppen ärztlich zu betreuen und dort die Ansiedlung der Flüchtlinge aus dem Khumbugebiet in die Wege zu leiten. Am 13. August haben wir unser Haus in Khumjung verlassen und sind am 17. August nach einem anstrengenden Fussmarsch in Junbesi, dem neuen Ort unserer Tätigkeit, eingetroffen.

Immer noch sind wir von Kathmandu abgeschnitten, immer noch stehen wir mitten im Monsun, was heisst, dass es jeden Tag regnet. Am Vormittag scheint in der Regel die Sonne, mittags setzt der Monsunregen ein, der mehr oder weniger stark bis zum frühen Morgen fällt. Die Temperaturen schwanken im Haus zwischen 8 und 13 Grad, im Freien zwischen 6 und 12 Grad. Dabei befinden wir uns im Sommer.»

Das Ehepaar Billod ist am 25. Oktober in die Schweiz zurückgekehrt. An seiner Stelle hat das Schweizerische Rote Kreuz dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz Dr. med. Kurt Egloff von Zug zur Verfügung gestellt. Dr. Egloff ist am 14. Oktober nach Kathmandu abgeflogen.

